

Das Waldviertel

Blätter für Heimat- und Volkskunde des niederösterreichischen Waldviertels.

In Verbindung mit dem Verein für Landeskunde und Heimatschutz von Niederösterreich und Wien / Öffentliches Organ des Roland-Museums Drosendorf, der Krahulek-Gesellschaft Eggenburg, der Heimatmuseen in Smünd, Horn, Krems, Raabs an der Thaya und Waidhofen an der Thaya.

Erscheint sechswöchentlich. Erscheinungstage: 15. Jänner, 1. März, 15. April, 1. Juni, 15. Juli, 1. September, 15. Oktober, 1. Dezember l. J.

Schriftleitung und Verwaltung: Waidhofen an der Thaya, Kirchenplatz, N.-Ö.

Jahresbezugspreis 1931: Für Oesterreich ganzjährig S 3.50, halbjährig S 2.— (Einzelheft 50 g), im Auslandsversand um S 1.— für Portospesen mehr.

4. Jahrg.

1. Juni 1931

Folge 4

Inhalt:

Bauernbotanik. Von Dr. Eduard Weinkopf, Waidhofen a. d. Thaya.

Ein neuer interessanter Grabfund der älteren Bronzezeit. Von Angela Stifft-Gottlieb, Rastodín am Krahulek-Museum in Eggenburg.

Die Moratschky als Besitzer der Herrschaft Pittschau. Von B. v. A., Pittschau.

Der Münzfund von Klein-Weissenbach. Von cand. jur. Werner Habel, Wien.

Zur Familiengeschichte von Waldviertler Bauern. Von R. S. Z.

Die Burgruine Pichtenfels am Kamp. Von Steph. Biedermann, Pfarrer in Rastensfeld.

Dorfgeschichten aus unserem Waldviertel.

Lotteriebrüder. Von Dr. Franz Schmuck, Wien.

Bilder:

Stein an der Donau.

Schloß Rosenberg.

Schloß Rappottenstein.

Ruine Pichtenfels bei Rastensfeld.

Spiz an der Donau.

Oberes Kremstal bei Hartenstein.

(Die Bilder wurden von Herrn Ministerialrat Dr. Eduard Stepan gütigst zur Verfügung gestellt.)

Für Beiträge, die ohne Vorbehalt eingesandt wurden, ist redaktionelle Änderung vorbehalten. Unverlangt einlangende Manuskripte müssen, wenn hierfür Honorar verlangt wird, mit entsprechendem Hinweis versehen sein. Rücksendung erfolgt nur bei Rückporto. Beiträge, die auch in anderen Zeitungen erscheinen, werden nicht honoriert und müssen den Vermerk „frei“ tragen. Genaue Anschriften, deutlich schreiben!

Heimat- und volkskundliche Beiträge über unsere Waldviertler Heimat sind sehr erwünscht, desgleichen solche über das Wirtschaftsleben und die kulturellen Bestrebungen des Waldviertels, und ergeht an alle Heimatgenossen, die sich in dieser Richtung betätigen, die Einladung zur Mitarbeit. Den Verschönerungs-, Museal-, Volksbildungsvereinen, Fremdenverkehrsverbänden, den heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften der Bezirksschulbehörden und Gemeindeverwaltungen, den Heimatverbänden der Waldviertler in Wien, den Wirtschafts- und Kulturverbänden jeder Art wird für ihre Tätigkeitsberichte und Aufrufe an die Öffentlichkeit Raum gewährt. Es wird gebeten, sich mit der Schriftleitung ins Einvernehmen zu setzen.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Schriftleiter: Hans Haberl jun., Waidhofen an der Thaya. — Druck: „Albrecht Dürer“, Wien, VII., Bandgasse 28.

An die Bezieher!

Eine bekannte Ueberschrift, auf die immer dieselbe Bitte folgt: Die Bitte um Mitarbeit! Die heiße Jahreszeit ist zwar nicht danach angetan, Hoffnungen auf rege Tätigkeit zu erwecken. Der Mensch hält lieber einen Sommerschlaf und nicht, wie seine übrigen Mitgeschöpfe in der Tier- und Pflanzenwelt, einen Winterschlaf. Wir können nun unseren Beziehern diesen Sommerschlaf nicht so ungestört antreten lassen und rufen alle noch einmal zur Mitarbeit. Was wir wünschen, ist nicht viel und schon bekannt: **W e r b e a n s c h r i f t e n**. Wer uns 20 Anschriften nennt, erhält kostenlos den vollständigen Jahrgang 1929 zugestellt.

Jeder Bezieher arbeitet für sich selbst, wenn er uns in diesem Sinne hilft. Je zahlreicher die Zeitschrift verbreitet ist, desto schöner kann sie ausgestattet werden mit Bildern und Kunstbeilagen. An eine Vergrößerung des Seitenumfanges könnte geschritten und statt acht Hefen im nächsten Jahre zwölf geliefert werden. Wir arbeiten für die Heimat: Wer arbeitet mit? Nicht viel Mühe, nicht viel Zeit ist notwendig, unsere Bitte zu erfüllen. Wir hoffen fest, daß sie diesmal nicht umsonst ausgesprochen wird und wir recht viele Anschriften erhalten.

Der Verlag.

An unsere heimatlichen Lichtbildner!

Für die Bebilderung der Zeitschrift benötigt der Verlag schönes Bildmaterial.

Die Lichtbildner unter unseren Beziehern werden gebeten, ihre Aufnahmen mit genauer Ortsbeschreibung zur Ausschmückung der Hefte gütigst zur Verfügung stellen zu wollen. Jede Größe kann verwendet werden. Der Name des Einsenders wird selbstverständlich bei Veröffentlichung genannt, das Bild sofort nach Erscheinen unverfehrt zurückgestellt. Allen Uneigennützigen herzlichen Heimatdank!

Schreibt Ansichtskarten!

Der Verlag will sich für eine große Werbeaktion eine große Bilderammlung zusammenstellen. Alle Orte in ihren schönsten Gesamt- und Teilansichten, alle Burgen, Schlösser und Ruinen und alle landschaftlichen Schönheiten unserer Heimat müssen in dieser Sammlung vertreten sein. Es ergeht daher an alle Bezieher die Bitte, dem Verlag Ansichtskarten von ihrer engeren Ortsheimat zu senden. Die Vorderseite der Karte soll möglichst unbeschrieben bleiben. Bitte, scheue keiner von den Beziehern die kleine Ausgabe und sende jeder wenigstens eine Karte!

Bücher- und Zeitschriftenecke.

„**Wetterleuchten**“, eine Gedichtsammlung von Christl Schraufel-Troeger, Verlag „Die Umschau“, Wien VII. — Eine Sammlung gereimter Gedanken und Empfindungen nennt die Verfasserin das Bändchen im Untertitel, doch es enthält mehr und es verlangt vom Leser Sammlung und Andacht. Eine Fülle herrlicher Verse enthält es, ohne Zwang geschaffen; nicht gebaute, nicht suchend gereimte, sondern geborene Verse sind es. Geboren aus einem reinen Dichterherzen, das zugleich ein Frauenherz ist. Für uns Waldviertler sind sie besonders wertvoll und einige darunter, wie „Heimweh“ oder „Abend am Waldteiche“ vielleicht nur uns allein verständlich.



Das Waldviertel

4. Jahrg.

1. Juni 1931

Folge 4

Bauernbotanik*).

Von Dr. Eduard Weinkopf, Waidhofen a. d. Thaya.

Im lieblichen Thüringerländchen rollte gegen den Ausgang des 18. Jahrhunderts an einem angenehmen Junitage eine offene Kalesche hügelan, hügelab,



Stein a. d. Donau.

bald durch sonnige Fluren, bald durch schattiges Laubgehölz. Sie fährt langsam und hält oft völlig still, denn nebenher läuft, in graues Bauerntuch gekleidet, ein halbwüchsiger Bursche, der mit spähemdem Auge unablässig das Grün der Begrenzer, der Aderraine, der Büsche und Waldessäume mustert und dann wieder an den Wagenschlag tritt, um seine bunte Beute dem Insassen der Kutsche, einem vornehmen Herrn mit hoher Stirne und lebhaften, zugleich aber auch tiefen und gütigen braunen Augen, mit raschem Eifer in die Hand zu drücken. Welcher Stolz

*.) Wir würden uns freuen, wenn der Artikel zur Bekanntgabe zahlreicher volkstümlicher Pflanzennamen an die Schriftleitung anregen würde.
Die Schriftleitung.

leuchtet dabei aus den Augen des aufgeweckten Jungen, der jegliches Pflänzchen zu nennen weiß und — haben wir recht gehört? — sogar den wissenschaftlichen, den lateinischen Namen deutlich und deutsam beizufügen vermag! Der lernbegierige vornehme Mann aber, der sich nicht scheut, sich von einem armen Jungen Belehrung auf einem ihm bisher wenig bekannten Gebiete zu holen, ist das größte Genie seiner Zeit, ist niemand anderer als unser Goethe, und derjenige, der ihm solches Privatissimum zu halten für würdig befunden worden, ist der Bauernsohn Friedrich Gottlieb Dietrich aus dem Dorfe Ziegenhain bei Jena.

Das Volk der Denker hat solche aus Selbststudium erwachsene Bauerngelehrte in allen Zeiten und Gauen hervorgebracht, darunter gewiß auch noch den einen oder anderen Dietrich, aber naturgemäß sind diese in ihrer Art bewunderungswürdigen Menschen seltene Ausnahmen. Auf empirischem Wege oder durch mündliche Ueberlieferung erworbenes Wissen von Pflanzen findet man unter der ländlichen Bevölkerung bei den Kräuterjählern, die meist weiblichen Geschlechtes und überkanonischen Alters sind, ein Wissen, das sich im wesentlichen auf die Unterscheidung der von altersher im Volke gebräuchlichen Heilpflanzen sowie auf die Kenntnis ihrer volkstümlichen Namen, ihrer besonderen Eigenschaften und der Standorte der einzelnen Arten beschränkt und höchstens in einem wuchtigen, von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbten Kräuterbuch Nahrung und Stütze findet. Der Landmann selbst ist ja im allgemeinen der geborene Nützlichkeitsfanatiker, und die Not und Plage des Daseinskampfes verbietet ihm meist von vornherein den Luxus einer Beschäftigung mit Dingen, von denen er „nichts hat“. Immerhin tritt in seinen engen, aber mannigfaltigen Gesichtskreis eine stattliche Schar von Pflanzenphysiognomien, die er wohl kennt und noch seit der Urväter Zeiten mit oft sehr treffenden und bedeutungsreichen, auch herzlichen oder drolligen Namen bezeichnet. Damit wir nicht der örtlichen Unbestimmtheit und papierener Ueberlieferung anheimfallen, soll es der Bauer des niederösterreichischen Waldviertels sein, dessen Verhältnis zur Pflanzenwelt seiner Heimat, insbesondere die Namengebung, im folgenden kurz dargestellt wird.

Als Heilmittel oder Giftträger, als Feldfrucht und Viehfutter oder aber als Unkraut und Schädling, als Obst, Gemüse oder Nutzholz liegen unserem Landmann die Pflanzen seiner Umgebung zunächst am Herzen, und erst in zweiter Linie schätzt er — und in weit höherem Grade tun das wohl seine Frau, seine Kinder und erwachsenen Töchter — die Formen- und Farbenschönheit und die Wohlgerüche der Blumen und Kräuter. Er weiß ein stilles Plätzchen im Nadelwald, wo auf sonniger Lichtung das Tausendguldenkraut oder die Arnika ihre Wunderkraft aus dem Himmelsgestirn saugen, und hütet sich sehr, seine Lage, und sei es dem besten Freunde, zu verraten. Das Tausendguldenkraut ist ein Heilkraut, dessen Name deutsam genug die große Schätzung bekundet, die das Volk diesen Kräutern beweist; denn „tausend Gulden“ bedeuteten für unsere Voreltern ungleich

mehr denn heute, sie bedeuteten ihnen einen schier unfäßbaren Reichtum, den Inbegriff der Unschätzbarkeit. Für Enzian und Bibernell hat er die Bezeichnung einst von den Lippen des heilkräutersammelnden Küchenlateiners erhascht, um sie sich immer mundgerechter zu machen. In den furchtbaren Zeiten der Pest war es ihm ein starker Trost, den Vers zu murmeln: „Enzian und Bibernell, vertreiben die Krankheit gar so schnell.“ Ein beliebtes Abwehrmittel gegen Seuchengefahr war auch der dampfende Rauch des stacheligen Wachholders, der Kranawet genannt wird. Auch vom sogenannten „Zahnkraut“ soll der Rauch der gedörrten Blätter



Schloß Rappottenstein.

und Stengel der Träger einer Heilkraft sein, die eine schmerzhafteste Zahngeschwulst im Nu zu vertreiben vermag. Der rauhblättrige Beinwell ist als „Schwarzwurz“ geschätzt, die, zu Pulver gestoßen, krankes Vieh heilt.

Noch aufmerksamer beachtet, bedenkt und umsjorgt der Landbebauer natürlich die Kinder seines Fleißes. Die volkstümlichen Namen der Ackerfrüchte sind bekannt und weichen nur wenig von der Schriftsprache ab. Doch heißt im Waldviertel der Roggen nie anders als das Getreide, ein Beweis, daß er hier „die“ Ackerfrucht ist; der Mais immer nur Kukuruz, die Kartoffel Erdapfel. Wer vom „Flachs“ spricht, den wird der Bauer des Waldviertels schwerlich verstehen, denn bei ihm heißt der fadenpendende Stengel Haar oder Lein. Als „Brein“ kennt er die von auswärts eingeführten goldbraunen Körnlein der Hirse, die ihm ehemals als menschliches Nahrungsmittel diente, heute aber nur mehr als Hühnerfutter Verwendung findet, und als „Haide“ den selten, meist nur als Bienenfutter gebauten Buchweizen.

An der blumigen Wiese interessiert den Bauer vor allem der Umstand, ob sie viel oder wenig Heu oder „Grummet“, wie die zweite Heuernte genannt wird,

liefern dürfte. Den „Safer“, eine langwachsende, harte, vom Vieh verschmähte Grasart, sieht er darin nicht gern, noch weniger aber die „Sauschweife“ oder das „Zeigras“ (Schachtelhalm) und die „Spindeln“, die Fruchtstengel des Schachtelhalmes; der Polierschachtelhalm heißt übrigens auch das „Kannlkrout“, da er sich wegen seiner Schärfe und Härte sehr gut zum Putzen der früher verbreiteten Zinnkannen gebrauchen ließ.

Als Aderunkraut verachtet der Landwirt nicht bloß die Quecke („Bei“), deren herausgepflügtes Wurzelwerk im Herbst in Haufen verbrannt wird, sondern auch den Liebling der Poeten, die tiefblaue Kornblume, die Rade, auch Schneiderblume genannt, den Adersteinjamen, den er wegen der rundlichen Blütenköpfchen „Krähenkopf“ nennt, und die Kleejeide, die Bürgerin der kleinen Stengel, daher zutreffend Halmwindkraut oder wegen der seiden-schimmernden Blütchen und der langen Fäden Seidelbast geheißen, letzteres im strikten Gegensatz zum Schriftdeutschen, das unter Seidelbast den giftige Beeren tragenden Strauch (*Daphne mezereum*) versteht. Er kennt den „Durst“ (Laumellolch), die „Bogerlwicke“, den „Windling“ (Aderwinde), das flebrige „Piddgras“ und die Aderdistel, welche er einfach Distel heißt.

Unter den verschiedenen Angehörigen der letzteren Gattung, wie sie auf unbebauten, dürren Plätzen gesellschaftlich wachsen, unterscheidet der Bauer keine Arten, es sei denn, daß eine solche durch ihre Gestalt oder ein lokal beschränktes und zugleich individuenreiches Vorkommen auffällt, wie etwa die an wenigen Orten des Waldviertels, auf sonnigen, dürren Hängen auftretende beinharte, stachelreiche, sogenannte „Kreuzdistel“ oder „Dondistel“ (*Mannestreu*). Die Brennessel hat durch ihre Eigenschaft, Juckreiz zu erregen, sich aus der Schar der Namenlosen emporgehoben, die Klette aber, weil ihre Frucht mittels Widerhaken unbemerkt an den Kleidern der Menschen haften bleibt; die Kinder oder Bursche und Mädels pflegen mit ihr einander zu necken. In ähnlichem Ruf stehen die lästigen „Bettelläuse“ (gleich „Bettlerläuse“), die kleinen, länglichen, braunen Samen der Nesswurz, welche sich dem Vorübergehenden bei der leisesten Berührung an die Kleider hängen, so daß man sie gleich Ungeziefer auflieft. Mit einem einzigen Unkräutlein steht der Landmann auf gutem Fuß. Es ist das „Neuneblümlerl“ (der Adergauchheil), das ihm auf dem Felde als Stundenweiser dient, indem es mit wunderbarer Regelmäßigkeit seine scharlachroten Blütchen tagtäglich um 9 Uhr morgens dem Sonnenstrahl erschließt.

Was die freie Natur an Früchten oder Gemüse bietet, ist wohl bekannt und vielfach genügt. Die Heidelbeeren heißen einfach „schwarze Beeren“ im Gegensatz zu den „roten“, den Erdbeeren, für die auch die bloße Bezeichnung „Beeren“ genügt. Mit ängstlichem Blick betrachten die Kinder im Walde die scharlachroten Trauben des ästigen Hollunders (*Sambucus racemosa*), welche als giftig verschrien sind. „Hundsbeeren“ heißt sie der Bauer verächtlich, wie er auch mit „Hundsweilchen“ das falsche, duftlose Weilchen benennt, im Gegensatz zum echten, wohl-

riechenden „Märzveilchen“. Der im Frühjahr in Mengen auf den Feldern wachsende „Ragerlsalat“ (Feldsalat, Valerianella), die Brunnenkresse und der Sauerampfer sind in ihrer Verwendbarkeit selbst den Kindern bekannt. Zum Sammeln der Pilze jedoch („Schwämme“ genannt), schickt man nicht gern die Kleinen aus, da die giftigen Arten (der „Fliegenschwamm“ ist als solche wohlbekannt) sehr gefürchtet werden. Infolge der Unsicherheit in ihrer Kenntnis werden auch eßbare Pilze gemieden, so daß für den größeren Teil unserer Landbevölkerung die „Ragerl“ (Eierpilz) und die „Pilzlinge“ (Herrenpilz) als die einzigen, als sicher eßbar gesammelten Arten zu gelten haben.

Auf Wiese und Weideplatz liefern die sogenannten Millibüschen im frischen Zustande ein saftiges Futter; man nennt so den blätterreichen Stoc des Löwenzahnes wegen des reichlich darin enthaltenen milchigen Saftes. Die Kinder heißen ihn „Maiblume“ nach der Blütezeit, „Laterne“ aber den kugelförmigen Fruchtstand, den man wie eine Kerze „ausblasen“ kann. Daneben bilden einen wesentlichen Bestandteil der Frühlingswiesenflora die „Schmalzblumen“, womit man unterschiedlos die Hahnenfuß- und Caltha-Arten bezeichnet, wofern sie nur größere, dottergelbe und fettglänzende Blüten tragen, sowie die „Kikerihahn!“ („Kikerihähnchen“, also eine Tautologie) mit den einem Hahnenkamm gleichenden, zerklüfteten roten Blüten (Kuckuckslichtnelke). Später kommt das gefleckte Knabenkraut zum Vorschein; es wird „Gugaschecken“ genannt, weil der Aberglaube herrscht, daß man durch Riechen an der braunfleckigen Pflanze die „Gugaschecken“ (Sommerprossen) bekomme. Erst über dem zweiten Gras schwanen auf langen Stengeln die braunroten, walzenförmigen Blütenstände des Wiesenknopfes, die „Rauchfanglehrerbeesen“. Die duftigen, schwefelgelben, reichen Rispen des gelbblühenden Labkrautes bedecken als „Mauskraut“ im Frühjahr langhin die trockenen Raine, und nur durch ihr schreiendes Rot vermag sich das kleine „Rainnagerl“ (die Steinnelke) dazwischen hervorzudrängen und sich Beachtung als Hutschmuck und Benennung zu verschaffen. Auf Waldlichtungen fällt im Herbst das Weidenröschen durch die wollbüschelähnlichen, als Flocken durch die Luft segelnden Samen auf, die ihm den Namen „Wollkraut“ eingetragen haben, und den Wegerich am Rande der Pfade hat man hübsch und sinnig in unsicheren, ratbedürftigen alten Zeiten zum „Begrat“ gemacht. An trockenen Abhängen wächst ein mit dem Edelweiß verwandtes Pflänzchen, dessen weiche, silbergraue Blütenwalzen mit lindem Hasenfüßchen verglichen werden („Hasenprahl“) und zur österlichen Zeit stehen sich dort, mit dem Auge der kindlichen Phantasie geschaut, zwei blühende Grasrispen (Luzula) als hellblonde „Christen“ und schwarzbärtige „Juden“ gegenüber. Auch der „Beißriemen“, eine Ginsterart, prangt dort mit seinen goldgelben Blüten, die noch vor wenigen Jahrzehnten gesammelt, auf Wagen verladen und nach Wien geschafft wurden, um als Farbmittel Verwendung zu finden.

Nun noch einen Blick auf die entführten und hinter Zaun und Riegel ge-

brachten Kinder Florens. Im schmalen Vorgärtchen des Bauernhauses hat dem bäuerlichen Nützlichkeitsinn, der sich ansonst in der Anpflanzung von „Umurken“ (Gurken), „Zeller“ (Sellerie), „Paradeisern“ (Paradiesäpfel) und anderem Küchengewächs äußert, der Schönheitsinn und das Gemütsbedürfnis der Frauen ein Plätzchen abgerungen. Man bevorzugt schlanke, hochstämmige Zierpflanzen, die auch in dem engen Raume zwischen Haus und Dorfstraße zur Geltung kommen: die dunkelroten, gelben oder weißen Georginen heben das runde, feste Troßköpfchen, in einer Ecke ragt eine Staude der Nachviole (wegen der gleichen Färbung der Blüten wie der spanische Flieder einfach als „spanischer Holler“ bezeichnet) mit den lieblich duftenden Liladolden; die hochragenden Pappelmalven sind „Schalurosen“, wohl weil sie über die Holzjalousien der Bauernhausfenster hinausragen. Sonnenblumen, bunte „Ragerln“, goldgelbe Ringelblumen, dunkelrote oder weiße „Babarosen“, wie man hier die Pfingstrose heißt, schaffen ein farbenfreudiges Bild. Artige Gleichnisse sind die Namen des „Herzerlstodds“ (Dielytra, wegen der herzförmigen, roten, hängenden Blütchen) und des Eienhutes („Täuberl im Nest“). Ueber den Rand der Gartenmauer legt gern der „Zedlbaum“ seine dunkelgrünen, dichten Zweigarme, die einen wesentlichen Bestandteil des „Weihbuschens“ zur Osterzeit bilden, und ein anderer fremdländischer Gast ist das Bandgras, der „Bandlaser“, das unverwöhnte Augen durch den Wechsel der weißen und grünen Streifen auf seinen Blättern noch immer erfreut und staunen macht.

Auffällig ist die häufige Kultur wohlriechender Gewächse im Bauerngarten. Er ist das Riechfläschchen der Bauernmaid, die künstliche Wohlgerüche weniger kennt und den Genuß des Geruchsinnes an der Quelle sucht. Je eigenartiger und exotischer er ist, desto besser. Da sendet der altberühmte Rosmarin seinen ältelnden Duft aus; das würzige „Mintzkräutl“ zerreibt man gern zwischen den Fingern, desgleichen das „Fronblattl“ (Frauenminze), das „Herrgottkräutl“ und den grau-blätterigen Salbei.

Wie freundlich wird endlich der Anblick des armseligsten Häuschens durch den Blumenschmuck in den kleinen Fenstern! Vielsach kennt die Bauernfrau die Namen fremdländischer Topfgewächse gar nicht und sie behilft sich mit Umschreibungen; andere hat sie neu getauft. Pelargonien und Fuchsen („Glöckerlstod“) sind schon äußerst verbreitet und bisweilen sieht man sogar den stacheligen Feigenkaktus oder die nach der gerollten Blatthülle des Blütenkolbens benannte „Stranikelblume“ (Aethiopische Schlangenzunge).

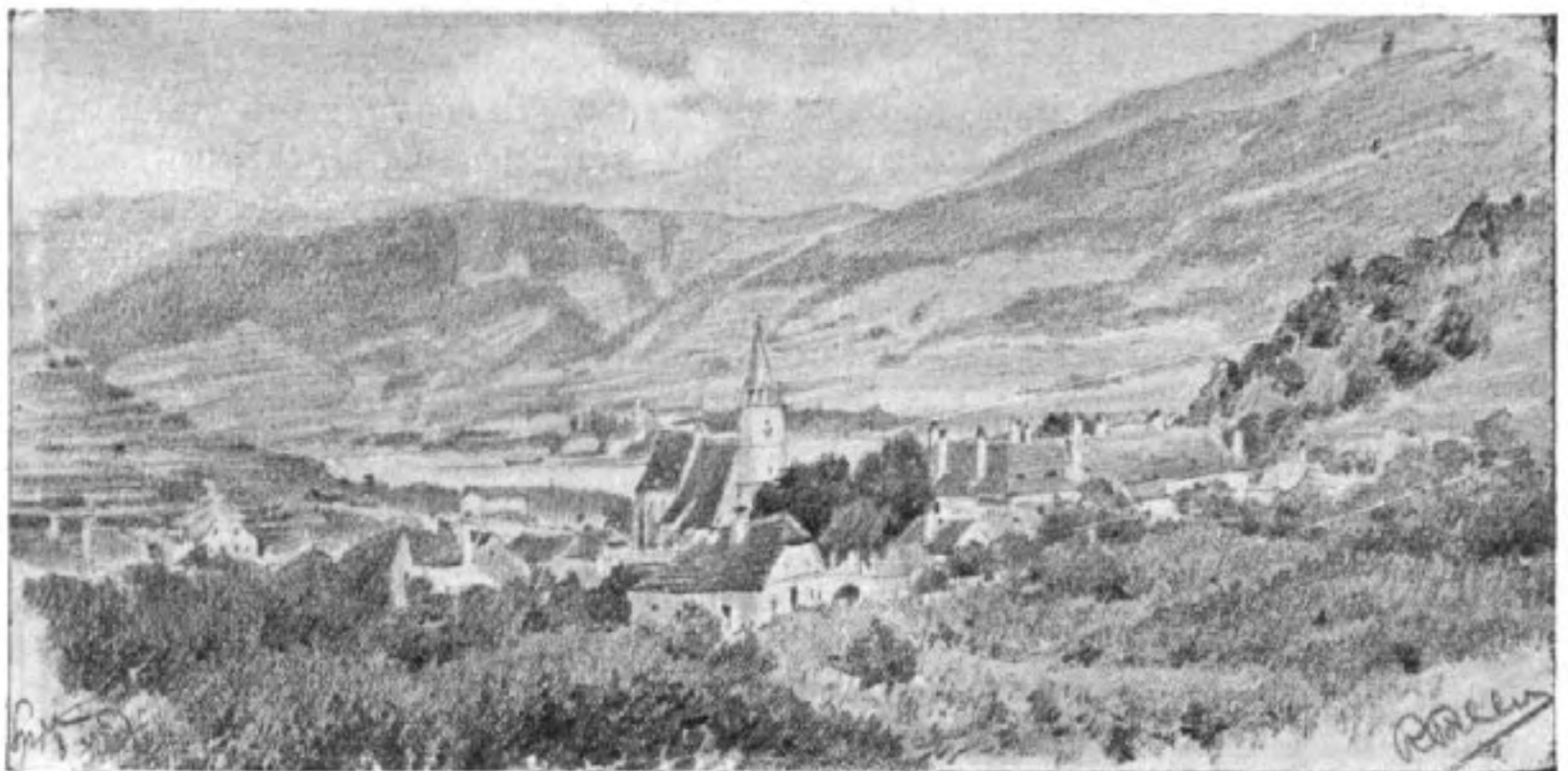
Wie das „Gartl“ vor, so pflegt der häufig ohne Zaun ins freie Feld übergehende „Garten“ (Obstgarten) hinter dem Bauernhause zu liegen. Leider vernachlässigte, halbabgestorbene Birn-, Zwetschen- und Apfelbäume (seit vielen Jahrhunderten noch immer Apfalter geheißten) werden mitunter von dem „Krielsbaum“ („Griechen“, nach dem Lande der Herkunft) abgelöst.

So tritt nach verschiedenen Richtungen unser Landvolk in innige Beziehungen zur unbeseelten Pflanzennatur und spendet ihr in der Namengebung dankbar als Gegengabe, was den Dingen erst Bedeutung und Inhalt verleiht: einen Hauch des unsterblichen Geistes.

Ein neuer interessanter Grabfund der älteren Bronzezeit.

Von Angela Stijft-Gottlieb, Rüstodin am Krahulek-Museum in Eggenburg.

Auf dem Gräberfeld von Willersdorf ist durch die Umsicht des Wirtschaftsbesitzers Johannes Stephan Buchmayer ein neuer, sehr interessanter Fund gemacht



Spitz a. d. Donau.

worden, welcher der älteren Bronzezeit um ungefähr 2000 vor Christi entstammt und von mir als Rüstodin des Krahulek-Museums in Eggenburg, das für diese Fundstelle die Grabungsbewilligung des Bundesdenkmalamtes besitzt, ausgegraben wurde. Nach sorgfältiger Freilegung fand ich in einem durch große Steine eingäumten Oval, 90 Zentimeter tief in genauer Nord-Südrichtung liegend, ein Skelett, das, auch nach den Ohr- oder Lodenringen zu schließen, einst einer Frau angehörte. Dieses war in auf der rechten Seite liegenden Hockerstellung bestattet, das Gesicht gegen Sonnenaufgang gewendet. Am Kopfende des Ovals waren die Spuren eines kleinen Feuers zu sehen. Daneben, zu Häupten der Leiche, stand eine größere Schale, in Schulterhöhe ein schwarzes Töpfchen: rechts, längs des Kopfes, lag eine sehr schöne, lange Bronzenadel und auf jeder Seite des Kopfes, dem Ohr nahe, zerbrochene Ohr- oder Lodenringe aus Bronzedraht, beim rechten Ellbogen einige Schalen von Teichmuscheln. Das Skelett bot einen geradezu erschütternden Anblick: der weitaufgerissene Mund des zerschmetterten Schädels schien im wilden, gräßlichen Todeschrei erstarrt zu sein, während die linke Hand krampfhaft den

rechten Oberarm umklammert hielt. Die Hoderstellung der Beine war eine so starke, daß besonders beim rechten Ober- und Unterschenkel die Knochen ganz parallel gelagert waren und Knie und Ellbogen sich berührten. Von den Füßen fehlt im Grabe jede Spur, sie wurden vom unverletzten Schien- und Wadenbein glatt abgelöst. Diese Art von Bestattung demonstriert so recht die im Vorstellungslieben der Bronzezeitleute wurzelnde Furcht vor dem lebenden Leichnam, das ist der Meinung, daß der Mensch auch nach dem Aufhören der äußerlich wahrnehmenden Lebensfunktionen, also nach dem Tode, noch weiterlebt. Der Tote hat dieselben Bedürfnisse wie der Lebende, darum wurden ihm sorglich Speise und Trank, Waffen, Schmuß, Amulette, unter Umständen auch seine Frau mitgegeben. Um seinem religiösen und kultischen Empfinden Rechnung zu tragen, wurde die Leiche so gelagert, daß der Blick derselben der neu aufgehenden Sonne, gewissermaßen dem Symbole der eigenen Auferstehung zugewendet ist. Da sich der Tote kalt anfühlt, also zu frieren scheint, entzündete man ihm ein wärmendes Feuer.

Dieser gewiß rührenden Fürsorge für den Toten, die sich auch an den Beigaben und der Feuerstelle im Pillersdorfer Grabe erkennen läßt, war aber eine große Furcht vor dessen Wiederkehr beigegeben, die speziell bei diesem neuen Fund in seltener Weise zum Ausdruck kommt. Die Beine der Leiche wurden gefesselt, verschnürt und hochgebunden, besonders das rechte, dessen Unterschenkel ganz am Becken anliegt. Um dies zu ermöglichen, müssen wohl die Kniegelenke durchschnitten worden sein. Die Füße der Leiche wurden abgetrennt, um nur ja das Wiederkommen des lebenden Leichnams zu verhindern. Außerdem war der Schädel durch wuchtige Hiebe zertrümmert, was wohl beabsichtigt geschehen ist, da sich in der ganzen Grabausfüllung kein auch nur faustgroßer Stein vorfand. Auch der Druck der Erde hätte bei der leichten Lagerung wohl kaum genügt, die Kiefer auf mehrere Stücke zu zerbrechen und die rechte, kleinere Unterkieferhälfte quer in die Mundhöhle zu legen. In diesem Falle handelt es sich bei aller liebevollen Sorge um die Tote, die in ihren Beigaben ausgedrückt ist, die Wiederkehr des lebenden Leichnams durch Fesselung der Beine, Abschneiden der Füße und Zerbrechen des Kopfes unmöglich zu machen. — Der interessante Fund wurde von dem Grundbesitzer Herrn Josef Nebel in Schrattenthal in zuvorkommender Weise dem Krahulek-Museum in Eggenburg gespendet, wo er bereits ausgestellt ist.

Die Moratschky als Besitzer der Herrschaft Litschau.

Von B. v. A., Litschau.

Der Feldobrist und nachmalige Hofkriegsrat Wenzel Moratschky (Maraschi) Freiherr von Moskau erwarb um 1580 herum die Burg und Herrschaft Litschau käuflich von dem Freiherrn Johann von Kraigg (Kraig). Moratschky war kaiserlicher Feldobrist und tat sich besonders im Bauernkrieg als Führer des kaiserlichen Heeres hervor. Er schlug die niederösterreichischen aufständischen Bauern derart aufs Haupt, daß der Aufstand binnen kurzer Zeit niedergedrungen war. Die Bauern gerieten dadurch in noch größere Fron- und Knechtschaft als sie früher waren. Er war ein strenger, unerbittlicher Mann. Als er die Herrschaft in Litschau übernahm, brachte er den Meßpriester Johann Gschweller, der in Raps (Raabs) war, mit und trat drei Jahre später zugleich mit Gschweller zum evangelischen Glauben über. Gschweller bekehrte

binnen kurzer Zeit die Bürger und Sassen von Litschau sowie die Bauern der umliegenden Dörfer zu dem neuen Glauben und wurde in seinem Tun von Moratschky tatkräftigst unterstützt. Zu jener Zeit war Rudolf II. von Habsburg deutscher Kaiser, welcher zwar streng katholisch war, aber doch durch den Majestätsbrief den Protestanten Religionsfreiheit und Gleichberechtigung gewährte.

Moratschky hatte mit seiner Frau zwei Söhne, Hans Christoff und Andre. Der ältere starb noch im Säuglingsalter und wurde in der Kirche zu Litschau begraben. Das Grabmal ist heute noch sehr gut erhalten und lautet die Inschrift:

„Alhir ligt begraben des Herrn hr. Wenzeslaven Moratschiko Roßkau Freiherr zu und auf Litschau und der Wolgebornen Frauen Fraun Anna Moratschik geborne Leutlin Freyfreynin zu Bunnestorff beider Elchler Sohn Hanns Christoff welcher die Ernsttag September des 1585 geb. u. d. 28. January des 86 seines Alters 21 Wochen 3 tag gewesen in Christo selig entschlaffen.

Gott woll ime genedig sein. Amen.“

Die Stadt Litschau hatte das Gerichts- und Bannrecht, wie eine Urkunde besagt, die sich im Stadtarchiv befindet. Dieselbe lautet:

„1490, Juli 27. Linz.

Kaiser Friedrich III. verleibt unserm richter zu Litschau, so nest ist oder kunftiglich wirdet pan (Bann) und echt.. also daz er über das pluet daselbs zu Litschau uns nicht weiter zu richten haben sol mit den rechten und den armen als dem reichen am gleigs recht ergeen lassen und darin muett gab fruendschaft veintschafft noch ichts annders ansehen als er das zu tun gelobt und gsworden hat.

Gebn zu Lynng an eritag nach sannd Jacos tag im jnitt.“

Daß zur Zeit Moratschkys der Richter es mit dem Recht wohl nicht genau genommen haben mag, ersieht man aus einer späteren Urkunde, die von dem Sohn Andre stammt. Er hat kurzerhand dem Richter und Rat zu Litschau das Verwaltungsrecht über die Waisen, die Regelung der Verlassenschaften entzogen. Auch hat er das Holzungsrecht in dem Gemeindewald der Gemeinde entzogen, weil wahrscheinlich zugunsten der Reichen zum Nachteile der Armen das Holz verteilt wurde.

Das Sterbejahr des Wenzel Moratschky ist unbekannt, ebenso unbekannt ist das Jahr der Uebernahme des Gutes durch seinen Sohn Andre. Im alten Schlosse Litschau befindet sich noch heute ein Oelbild, das den kaiserlichen Feldobristen darstellt. Eine große Männergestalt mit scharfen Gesichtszügen. Man ersieht aus diesem Bild, daß er ein energischer, tatkräftiger Mann gewesen sein muß, mit welchem man wohl nicht spaßen durfte.

Andre Moratschky dürfte das Schloß erneuert haben. Es befindet sich heute noch im alten Schlosse ein Wappen mit der Jahreszahl 1616 und der Inschrift: „Herr Andre Moratschky von Roßkau, Freiherr zu und auf Litschau, Herr auf Reingers und Reizenschlag: Röm. Chaij. Maj. Mundschenk.“

Auf Kaiser Rudolf II. folgte sein Bruder Matthias, der nun sieben Jahre regierte und im Jahre 1619 starb. Derselbe war strenger Katholik und unter

seiner Regierung setzte die Gegenreformation und kirchliche Restaurationspolitik ein. Mit seinem Nachfolger **Ferdinand II.** kam ein unerbittlicher Gegner der Protestanten auf den Kaiserthron.

Moratschky, wie viele Adelige jener Zeit, aber war überzeugter Protestant. Er schloß sich dem böhmischen Aufstand mit seinem Freunde Graf Ernst von Mansfeld im Jahre 1618 an, focht dann später in der Schlacht am Weißen Berge (8. November 1620) für den Winterkönig **Friedrich V. von der Pfalz**, welche Schlacht der letztere verlor. Daraufhin wurde Moratschky von Ferdinand II. gebannt und seines Besitztums für verlustig erklärt; das Schloß Litschau und der



Schloß Rosenberg.

dazugehörige Besiß war dem Fiskus verfallen. Zuvor aber gab er der Stadt Litschau die von seiten seines Vaters zurückbehaltenen Rechte zurück, wie eine Urkunde, die sich im obengenannten Stadtarchiv befindet, besagt:

„Andre Moratsch von Roskau, Freiherr zu und auf Litschau, Herr zu Reingers und Reikenschlag gibts dem Bürgermeister Richter Rat und ganzer Gemein zu Litschau deren wiederholten Bitten willfahrend, ihr von altersher im Brauche gewesenenes, eine Zeit her jedoch von der Herrschaft Litschau selbst ausgeübtes Recht, daß die Waisen aus der Stadt und Vorstadt Litschau sich nicht bei der Herrschaft, sondern bei dem Rate der Stadt Litschau stellen sollen, der Rat auch die Verlassenschaften ihrer Eltern abhandle, Gerhaben aufstelle und deren Verrechnung entgegen nehme, wieder zurück. — Den „Gemeindealß“ im Rainerats genannt, welcher der Stadt „durch die vorgeweste Obrigkeit“ wegen ungerechter Gebarung der Reichen gegen die Armen im Holzbezüge entzogen worden war, gibt er der Gemeinde gegen das Versprechen gerechten Holzgenusses wieder zurück, jedoch solle

bei seinen Lebzeiten noch kein Holz geschlagen werden und auch dem Wildbanne kein Abbruch geschehen. (8. Juli 1620).

(An blauer Seidenschnur das Siegel des Ausstellers, im geteilten Schilde oben und unten je zwei Pfähle.)

Andre Moratschky sowie der bereits erwähnte Graf Ernst von Mansfeld schlugen sich gemeinsam mit Christian von Braunschweig nach den Niederlanden durch und dürfte in dem beginnenden Dreißigjährigen Krieg gefallen sein.

Die Herrschaft Litschau kaufte im Jahre 1651 vom Fiskus Georg Achaz von Rosenstein.

Der jetzige Besitzer dieses Gutes ist Graf Josef v. Seilern-Alpang.

Der Münzfund von Klein-Weissenbach.

Zum mittelalterlichen Geldumlauf im Waldviertel.

Von cand. jur. Werner H a b e l, Wien.

Im Sommer 1927 fand der Mühlenbesitzer Johann Schrabauer in Klein-Weissenbach (politischer Bezirk Zwettl) bei Bauarbeiten in seiner Mühle in einer Steinmauer, die sich in einem abgeleiteten Flußbette befand, ein ungefähr 16 Zentimeter hohes Tongefäß mit kleinen Silbermünzen. Das Versteck des Fundes war durch einen eingemauerten Holzpflöck gekennzeichnet. Das Gefäß wurde bei der Bergung zertrümmert, die Münzen — über 2000 Stück im Gesamtgewicht von 277 Kilogramm — kamen durch die Bemühungen des Korrespondenten des Bundesdenkmalamtes, Pfarrer B i e d e r m a n n, an das Wiener Münzkabinett, in dem ich den Fund bearbeitete.

Dieser geschlossene Fund Mittelaltermünzen ist deshalb sehr interessant, weil er ein anschauliches Bild über den Geldumlauf im ausgehenden Mittelalter in diesem entlegenen Teile Niederösterreichs gibt und in dieser Gegend schon mehrere Pfennigfunde — so in Schwarzenau, Hörweiz, Salingberg, Siebenlinden, Ottenschlag u. a. — gemacht wurden. Die verhältnismäßig große Anzahl von solchen Funden erklärt sich daraus, daß die Bewohner des Waldviertels arm waren und bei allen, besonders bei der Grenze häufigen Kriegsgerüchten ihre Habe vergruben. Die Vergrabungszeit dieses Fundes dürfte nach dem Fehlen der Pfennige Ladislaus Posthumus' und Friedrich IV. von Steiermark aus dem Jahre 1456 in die Zeit von 1440 bis 1456 fallen, der Grund der Vergrabung ist nicht genau festzustellen, da die hauptsächlich in Betracht kommenden Hussitenkriege schon vorbei waren.

Der Hauptteil der Münzen fällt in die Regierungszeit Albrecht V. als Herzog von Oesterreich, 1412 bis 1438, diese sind zumeist Pfennige und einige Hälblinge Wiener Schlages mit einer nicht unbedeutenden Beimengung von bayrischen und

anderen Pfennigen. Durch das Vorkommen der vielen bayrischen Münzen finden sich Aufschreibungen der alten Chroniken bestätigt, die über einen massenhaften Umlauf fremder geringhaltiger Münzen klagen. Wir besitzen in dem leider schwer zugänglichen Münzbuch Albrechts von Eberstorff, des obersten Kämmerers, aus dem Jahre 1410 eine wertvolle Quelle zum mittelalterlichen Münzwesen Österreichs, in dem unter „prehen (Gebrechen) der munß“ folgendes über den Umlauf fremder geringhaltiger Münzen steht: „der fremden munß wegen die in das landt bracht worden ist und auch teglich noch dar In bracht wirt als dann sind die Ingelstetter Auchsburgh Münchner Lancshuetter Dettinger und halser helbling und andernenten oberlendische munß, wiewohl sie weder an Korn und Aufzahl der österreichischen gleichkomme.“ Alle diese erwähnten Typen finden sich auch im Weißenbacher Münzfund, außerdem noch Münzen von Tirol und Böhmen.

Unter den obengenannten sind besonders die Hälser Hälblinge interessant, weil sie auch in diesem Buch besonders erwähnt werden und sich auch in unserem Fund zahlreich vorfinden. Die Landgrafen von Leuchtenberg führten nämlich ein dem österreichischen Bindenschild sehr ähnliches Wappen und benützten diese Gelegenheit und prägten zu Hals bei Passau geringhaltige Hälblinge und versahen diese wie die österreichischen Münzen mit Schild und Buchstaben und brachten sie in Österreich in Umlauf. Die österreichische Münzmake wurde dadurch sehr geschädigt. Albrecht von Eberstorff rät daher dem Herzog zur Verhütung dieses Mißbrauches eine Erneuerung der Münzeisen, da „nedermann in Ewrem (des Herzogs) namen schlecht“. Aber nicht nur münzberechtigte Standespersonen trieben mit dem Münzregal Unfug, auch Privatpersonen benützten die Münzung, beziehungsweise Falschmünzung, zu einer ergiebigen Einnahmsquelle. Die vielen Falschmünzprodukte und sogenannten Nachprägungen bezeugen das im besprochenen Münzfund. Auch darüber findet sich schon eine Notiz in unserem Codex: „item so sein velscher In ewren lanndtn, die auch flahen in ewr munns“, unter denen besonders die Alchimisten hervorrangen „und der sind vil under den studentn“.

An Besonderheiten hat der Fund noch einen Pfennig Albrecht V. aufzuweisen, den dieser auf Grund einer Vereinbarung mit seinem Schwiegervater Kaiser Sigismund prägen ließ, unter Ausschließung der Hausgenossen — die sonst die Prägung überhatten —, daher ohne die sonst üblichen Beizeichen. Ferner wird durch das Vorkommen der Pfennige Albrecht V., welche den österreichischen Bindenschild mit großen Buchstaben und Beizeichen Stern tragen, die Ansicht Doktor Dworschaks vom Wiener Münzkabinett bestätigt, daß der Ausdruck „Großkorn“, den Luschin für diese Pfennige gebraucht, nicht auf die Pfennige mit großen Buchstaben aus dem Jahre 1460 bezogen werden darf, sondern auf Pfennige mit erhöhtem Feingehalt aus älterer Zeit.

Um die Leser nicht zu ermüden, sind die genauen Daten über Zahl, Gesamt- und Durchschnittsgewicht und ähnliches, die den Rahmen einer Tageszeitung weit

überschreiten würde, weggelassen worden. Sie finden sich in einer der nächsten Folgen der „Wiener Numismatischen Mitteilungen“ in einem Aufsatz über den Weißenbacher Münzfund von mir. Der Fund selbst wurde dem Besitzer zurückgestellt.

Damit kommt man auf ein Gebiet, das besonders in der Landbevölkerung oft mißverstanden wird. Durch das Denkmalschutzgesetz von 1923 werden nämlich auch die Funde betroffen, insofern, daß Anzeigepflicht vorliegt und Einsendung zur Bearbeitung. Dann wird selbstverständlich der Fund dem Besitzer wieder zurückgestellt.

Zur Familiengeschichte von Waldbiertler Bauern.

Von R. S. Z.

Manche unter der Bauernschaft stehen voll Mißtrauen oder zumindest Gleichgültigkeit dem Beginnen verschiedener Kreise (Bauernbund u. a.) gegenüber, die auch im Waldbiertel Familiengeschichtsforschung betreiben wollen. Da heißt es bald: „Ist alles Geschriebene verbrannt!“ Oder: „Was soll denn da sein?“ Freilich ist die Forschung in Matrikeln und Archiven nicht jedem möglich oder gestattet; so kann der Pfarrer eine Einsicht in die Matrikeln, die ja öffentliche Urkunden sind, nur mit Bewilligung der vorgesetzten Behörde gestatten. Man darf aber auf keinen Fall erwarten, daß der Pfarrer selbst als Matrikelbeamter seine Zeit opfert, um die oft schwierige Schrift der alten Bücher Seite um Seite zu durchforschen. Namensverzeichnisse sind selten. Da braucht es oft mühsame Arbeit, um nur zweihundert Jahre zurückzukommen. Manchmal gelingt aber doch ein erfreulicher Fund über die Vorfahren auf dem Vaterhaus.

Im nachstehenden sei eine Probe geboten, die Familiengeschichte des Hauses Nr. 25 in G e r o t t e n, Bezirk Zwettl, das der Familie R e s c h seit 167 Jahren gehört. Das Haus wurde am 19. Jänner 1764 einem Johann Resch als Heiratsgut von seiner Frau Elisabeth, geb. Z ü n n e r (Zinner), zugebracht. Die jungen Eheleute übernahmen das Gut um den Preis von 200 Gulden und eine genau festgesetzte Ausnahme an die Eltern der Braut, Josef und Maria Zinner. Der Kaufpreis wurde zum Teil (59 Gulden 30 Kreuzer) sofort erlegt; das übrige sollte ab 1765 in jährlichen Raten von 10 Gulden gezahlt werden. Dabei wurde ein Leihkauf von 1 Gulden ausgemacht, wovon wahrscheinlich die Hälfte (gleich dreißig Kreuzer) von der baren Kaufsumme abgezogen wurde. Ferner behielt sich der verkaufende Teil das schneidende Zeug, dann lebenslängliche Herberg in der Stuben; wenn sie sich aber nicht vergleichen konnten, so sollten die Alten beide 3 Gulden, jedes einzelne von ihnen 1 Gulden 30 Kreuzer als Zinsgeld erhalten (natürlich jährlich). Josef Zinner stirbt im Jahre 1768 im stiftlichen Spital. Seine Frau war schon im Jahre 1765 ihm im Tode vorangegangen. Die übrigen Be-

dingungen sind: jährlich 5 Megen Korn und ? Megen Habern, ein Viertel Linfit zum Anbauen, ein Viertel Waiz zu geben (?), 1 Pifang Mohn (Magen geschrieben) und 2 Pifang Kraut. Ferner 1 Kuh in der Fütterei oder die „Dorfwiese“ zum Heuen. Ueberm Bach ein Klein Fledel zur Grasstatt. Ferner 2 Mandel weißes (Waizes?) und 1 Stöffel Haberstroh. Das nötige Brennholz müssen die Verkäufer sich schaffen, die Käufer aber führen. Wenn eines der Verkaufenden stirbt, so fallen 2 Megen Korn und 2 Megen Habern zur Stiftung zurück, aber (für die günstigen Verkaufsbedingungen) bleibt eine „miserable“ Tochter Anna Maria Zinner lebenslänglich beim Haus. Da das Gespann von 1 klein paar Ochsen, 2 eisenbeschlagenen Wägen, Pflug und Eisen für das Geschirr eine Zugab zum Haus genannt werden, da Josef Zinner schon 1768 seiner Frau im Tode nachfolgte, so kam das Haus auf zirka 100 Gulden, die Hälfte des bedungenen Kaufpreises. Als Zöhrung werden vermerkt 4 Gulden 29 Kreuzer, wahrscheinlich Hochzeitskosten, also nach damaligen Begriffen sicher eine noble Hochzeit. Dieser Reisch Johann war Bauer bis zum Jahre 1807, durch mehr als 43 Jahre. Sein Sohn Franz hatte das Haus inne bis zum Jahre 1854, volle 47 Jahre. Dessen Sohn Franz führte die Wirtschaft bis 1896, nicht ganz 42 Jahre. Wieder ein Franz, ein Sohn, führte sie bis 1930, nicht ganz 34 Jahre, bis sie Franz IV. — ist der Bauer doch ein König — am 25. Februar 1930 übernahm.

Ein Zahlenbeispiel zeigt sich in folgender Berechnung:

Vom Tage der ersten Uebernahme bis zum Hochzeitstage des jetzigen Besitzers waren die Reisch genau 60.666 Tage im Besitze des Hauses. Nämlich bis zum Jahre 1930, dem 2. Monate und dem 25. Tage desselben vergingen vom Jahre 1764, dem 1. Monate und dem 19. Tage

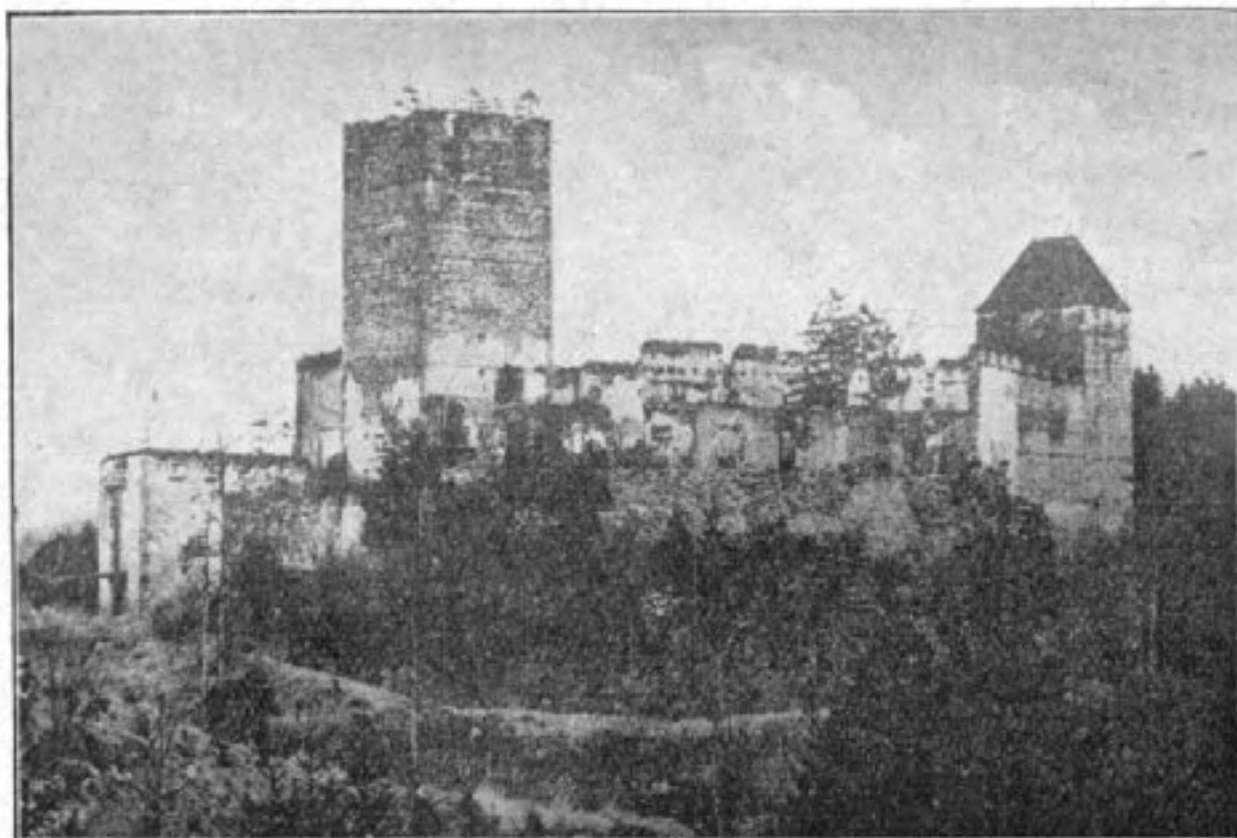
166 Jahre, 1 Monat und 6 Tage (die beiden Grenztage nicht gerechnet) = 36 Tage, $166 \times 365 + 40$ Schalttage = 60.630 Tage, zusammen also 60.666 Tage. Wir wünschen dem Besitzer, daß er noch länger als sein Urgroßvater, Franz I., auf seiner Väter Erbe die Regierung führe.

Die Burgruine Lichtenfels am Kamp.

Von Stephan B i e d e r m a n n, Pfarrer in Raftenfeld.

In der Nähe von Friedersbach, wo der Kamp vom Stifte Zwettl mit dem Kleinen Kamp, der den Burgfelsen von Raftenberg bespült, zusammenfließt, erheben sich auf steilem Dreiecksfelsen die mächtigen Ruinen des Schlosses L i c h t e n f e l s. Die Siedlung ist 1159, in der Zeit der Babenberger, erwiesen; verwaltet wurde der landesfürstliche Besitz durch Lehensinhaber: die Herren von R a u h e n e g g bei Baden nennen sich hier die Tursen (Helden, Riesen) von Lichtenfels. Frau B r e n d a, die T u r s i n von Lichtenfels, vermachte

um 1333 dem Kloster Zwettl ein kostbares Pergament: ein Psalmenbuch mit vielen vergoldeten Anfangsbuchstaben und Bildern und der Widmung: es darf kein Bild aus dem Buche ausgeschnitten werden. 1335 folgen auf Lichtenfels die Herren von Kapeln. Die Ritter Ulrich und Radold von Oederbauen 1408 den edelgotischen Chor der Pfarrkirche Friedersbach und stiften herrliche Glasgemälde, die wegen ihrer reich erhaltenen Anzahl (30 Stück) sowie der Formens Schönheit und Farbenpracht zu den schönsten im Lande zählen. 1423 ist Georg von Dachsberg, 1437 Rappach, Haujer, 1443 Leopold von Edartsau Lehensträger auf Lichtenfels, 1521 Sebastian von Hohen-



Ruine Lichtenfels bei Raftenfeld.

feld, 1536 bis 1567 Hager von Allentsteig und zuletzt der niederösterreichische Kammerrat Peter Hadl mit seinen Söhnen Joh. Peter und Anton bis 1623. Im böhmischen Kriege 1618 vergrub Anton Hadl die Wertsachen des Hauses in der Nähe der Burg, 1697 fand ein Hirte diesen vergrabenen Schatz, eine Goldkette, Silbergeld und den Siegelring des Anton Hadl, wie eine Messenstiftung im Schloßarchive Raftenberg meldet. 1623 erwirbt Hans Unterholzer von Kranichberg Lichtenfels als freies Eigen, vereinigte es 1628 mit Raftenberg und gibt es seiner Tochter Eva Bröjng. 1663 kaufen die Lamberg auf Ottenstein das benachbarte Gut, 1754 die Bartenstein und vererben es an die Gräfin Brints, diese an das Geschlecht der Grafen Thurn auf Raftenberg. 1676 war die Burg noch mit Pulver und Blei und Waffenrüstung für 154 Mann versehen, seit 1754 wurde sie vernachlässigt, 1790

gar das Dach an Abbrändler in Zwettl verkauft und 1820 die letzte Torwärterswohnung des Schneiders Holzmann geräumt.

Nur die Schloßkapelle zu Ehren des hl. Apostels Paulus blieb unter Dach erhalten und ist bis heute noch frommen Pilgern das Ziel ihrer Wallfahrt. Die halbrunde Apsis ist aus Quadersteinen gemauert, innen tragen zwei linienprofilierte Pfeilersteine das romanische Rundgewölbe. Das Schiff der Kirche ist ein späteres Tonnengewölbe des Ostturmes, der mit Ziegeln eingedeckt ist. Die Kapelle war ein Lehen des Landesfürsten und hatte der Burgkaplan im Jahre 1438 Einkünfte von allen Dörfern der Pfarre Friedersbach. 1544 las der Pfarrer von Friedersbach wöchentlich drei hl. Messen in der Schloßkapelle. 1642 gab Maria von Questenberg im Auftrage ihres Vaters Hans Unterholzer 600 Gulden zur Stiftung einer Wochenmesse. Die Pergament-Urkunde darüber liegt vor. Unterholzer hatte schon 1634 ein Marienbild mit Goldfassung für jenen Bischof bestimmt, der die renovierte Schloßkapelle weihen würde. Das Kruzifix, vor dem der selige Ritter Hugo von Lichtenfels — er starb 1294 als Laienbruder im Stifte Zwettl — gebetet hatte, wahrscheinlich aber nur mehr eine Nachbildung jenes Kreuzes, war 1683 in die Schloßkapelle Ottenstein übernommen worden, wo es heute noch hochverehrt wird.

Seit Hugos Tagen gilt die Burgkapelle zu Lichtenfels dem Volke als Gnadenort. Statt des Kreuzes kam 1683 ein Bild „Maria hilf!“ in holzgeschnitztem Rahmen am Altare zur Aufstellung. Die Kanontafel stammt aus der Druckerei des Christian Walter aus Krems und trägt die Jahreszahl 1691. Zuletzt hat ein Kleinbauer Jakob Decker aus Lichtenfels 1848 den Altar durch den Maler Josef Hüttl neu staffieren lassen, wie im Tabernakel vermerkt steht. Beachtenswert sind noch zwei Metallreliefs: St. Barbara und St. Katharina. Für Beleuchtung und Blumenschmuck sorgt in dankenswerter Weise die Försterfamilie H. Adolf Koszler vom nahen Forsthaufe, dem letzten Hause des ehemaligen Dorfes Lichtenfels. Aus Wolfsberg, Friedersbach, Werschen Schlag und Marbach bei Raasdorf kommen jährlich große Prozessionen nach Lichtenfels. Viele der sonstigen Besucher haben Namen und ein Ave an Maria an die Mauern der Ruine geschrieben. So verwerflich sonst die Befriigelung der Wände ist, hier freut man sich fast über dieses offene Fremdenbuch, das uns sagt, wie gerne dieses uralte Heiligtum zwischen verfallenden Mauern in größter Waldeinsamkeit aufgesucht wird.

Dorfgeschichten aus unserem Waldviertel.

Lotterieberüder.

Von Dr. Franz Schmuß, Wien.

Mein Großvater hatte eine einzige Untugend, und die beherrschte ihn stark. Das war das Lotterieseken. Träume wurden sorgfältig überdacht, mit Freunden hin und wieder ventiliert und im Traumbüchlein nachgeprüft nach einem Anhalt zur Nummernbestimmung. Sein Vertrauen in diese geheimen Dinge war trotz vielfacher Enttäuschung ein großes, denn einige Male waren Sachen eingetroffen,



Oberes Kremstal bei Hartenstein.

die einem Lotterieberzen wunderbar genug dünken konnten. Ob es Zufälle waren? Ich weiß nur, daß einiges unerklärlich schien.

Einer seiner Lotteriefreunde war ein Ausnehmer, der in der ganzen Umgebung den patriarchalischen Namen „Der Aehn!“ hatte. Es war der uralte Seppl, der mit seinem Weiblein in einem Häuschen am äußersten Dorfsipfel wohnte. Allmorgendlich sah man die beiden fromm zur Kirche wandeln, tagsüber aber pflegte der Seppl mit seinem Ehealtertum vor der Haustüre zu dösen oder allerlei Besuche zu machen. Wenn er bei solchen Besuchen nicht von der Lotterie sprach, so sicherlich von Geistern, Wildschützen und Räubern oder mindestens von den guten, alten Zeiten längst hingegangener Dorfväter, deren Gräberwildnis er täglich mit viel geweihtem Wasser angoß. Wenn der „Aehn!“ nun meinen Großvater besuchte, da nahm die Großmutter unter lautem Geschimpfe und Ge-

töse Reißhaus und war nicht zu sehen, bis die zwei „alten Lotterietattln“ ihre Sitzung beendet und der Seppl das Haus geräumt hatte.

An einem regnerischen Tag war immer Gefahr, daß er kam, denn da konnte er nicht vor seinen Fenstern sitzen und langweilte sich.

An einem solchen Tage sah einst meine Großmutter gerade zum Fenster hinaus und beobachtete die Bruthenne, die unter unserem Holzbirnbaum hockte. Es war ergötzlich, wie unter ihrem Federdach die Küchlein krabbelten und bohrten, als wollten sie sie umwerfen, und da und dort kam wo eins mit dem pugigen Köpfelein heraus. Die Alte aber beruhigte mit schläfrigem Gegluckse die zappelige, kleine Schar. Da brauste ein Windstoß heran und die Glucke flüchtete mit ihrem kleinen Volk schreiend dem Tore zu. Weil dieses aber geschlossen war und kein Hühnerloch hatte, trippelte die Großmutter eilig hinaus, um zu öffnen. Als sie wieder zurückkam, meldete sie höchst verdrießlich, daß der alte Seppl wieder „daherpatzche“. Boshast fügte sie hinzu, daß soeben der Teufel mit ihm habe wegfliegen wollen. Seine Beichtzettel habe er ihm wohl aus allen Taschen geblasen, aber ihn selber nicht zu heben vermögen vor Sünden. Aergerlich fauchte sie davon.

Mein Großvater wußte, daß sein Gespan im Anrücken war, und freute sich, denn gerade heute hatte er einen höchst merkwürdigen Traum gehabt. Bald darauf ging die Türe auf und der Seppl, etwas angereget, aber vergnügt wie immer, kam hereingehustet.

Zuerst berichtete er, was für einem Unheil er soeben entkommen. Denn gerade als er, unserem Hause sich nähernd, die Großmutter beim Tor gewahr wurde, drehte ihm ein Windstoß seine langen Rockschöße um und staubte ihm sämtliche Lotteriezettel, die er sicherheitshalber stets mit sich zu tragen pflegte, heraus, so daß sie ihn, dem Gottseibeius gleich, wie ein Fliegenschwarm umwirbelten. Aber er trat sie nieder und schnappte sie zusammen, und ein Paket hielt er noch zwischen seinen dürrn Fingern. Da lachten die beiden alten Lotterieknaben und mein Großvater meinte: „Der Teufel hat dir woll'n dö Dokumenta abverlanga für dö Abroas. Jetzt wird er di bald selber hol'n mit seine Rapperl!“ Der Seppl ließ sich die Worte auch nicht verdrießen und schichtete einen braven Stoß alte Lotteriezettel auf den Tisch. An jeden knüpfte sich eine merkwürdige Traumgeschichte, Stoff für die Abende eines ganzen Winters, und jeder wies Datum, Nummern und Seggeld auf. Als sie nun an der Hand dieses absonderlichen Quellenmaterials eine Reihe von unterschiedlichen Träumen wiedererzählt und mit kritischen Bemerkungen versehen hatten, griff der Seppl mit zwei Fingern bedächtig in die linke Westentasche und — erblaßte. Er hatte den Schein, auf dem die zuletzt gesetzten und noch nicht gezogenen Nummern standen, abgesondert dorthin gesteckt und nun — war er fort. Bei der Suche nach den anderen Zetteln hatte er, als er sich bückte, durch den Wind ohne Zweifel gerade diesen, den aktuellsten, der eben die Ursache des Besuches war, angebaut. Eiligst begaben sich beide vor das Haus,

aber trotz allen Suchens war nichts zu finden. Der Wind pfiß heimtückisch durch die Zweige, wie einer, der was wüßte, zwischen den Zähnen pfeift.

Der Seppl ließ die Knie hängen. Nach seiner Meinung mußten diese Nummern unbedingt kommen, denn sein Traum war zu absonderlich gewesen. Ihm hatte geträumt, er wollte an einem Sonntagvormittag, wie er es als junger Bursche manchmal getan, wildern gehen. Es lag tiefer Schnee, und er schritt, eine Spur von Menschentritten verfolgend, weithin über die weißen Wiesen und Felder. Mit einem Male, es war unerhört; brach die Spur ab und ging nicht vor und nicht zurück, das Wesen, das da gegangen, schien in die Luft ausgeflogen zu sein. Da überkam ihn ein Schauer und es dünkte ihm eine Anmaßung vonwegen seines frevelhaften Unterfangens, am heiligen Tage des Herrn den Tieren des Waldes nach dem Leben zu trachten und sie einem anderen abzustehlen. Und er wandte sich um, um alsogleich heimzukehren. In dem Augenblick wirbelte eine Windsbraut vorüber, kehrte um, umbrauschte ihn einige Male, und als er wieder von sich sah, flatterte ein Zettel vor seinen Füßen nieder und er las darauf in geisterhaft leuchtenden Buchstaben: „Dem reumütigen Sünder die Glücksnummern: 11, 22, 33.“ „Kreuzteuflbam!“ fluchte der Seppl, „so a Tram überanand! Und i hab den Sezettel verlor'n! Und morg'n is die Ziehung!“

Nun rückte auch mein Großvater mit seinem Traum heraus. Es war wirklich sonderbar! Auch ihm hatte geträumt, daß er wildern ging. Stundenlang durchstreifte er Felder und Wälder, aber es stand nichts auf und keine Spur, nicht einmal ein Krähenfuß im Schnee! Als er mißmutig so weiterstapfte, begann die weite Schneefläche plötzlich gespenstisch zu erstrahlen, und wie aus dem Boden gewachsen, stand da mit einem Male eine ganze Schar von Hasen, die alle hinkten, und es schien, als brauche man nur darnach zu tapfen, so könne man fangen, welchen man wolle. Er verfolgte sie und war stets knapp an ihnen, ja oft mitten unter ihnen, aber sooft er einen erhascht zu haben glaubte, schien er zwischen seinen Händen zu zerfließen. So folgte er ihnen weiter und immer weiter, stets in Erwartung, im Augenblick einen zu erwischen, aber immer wieder war es umsonst, obwohl sie alle hinkten, als könnten sie kaum weiterkommen. Endlich bemerkte er, daß ihn die Hasen weit, weit fortgeloßt hatten in ein ganz unbekanntes Gebiet. Im nächsten Augenblick stoben sie in die Luft empor und hoben sich höher und immer höher, bis zum Firmament hinauf, wo sie, gleich einem Fliegenschwarm an der Stubendecke, weiterliefen. Während er ihnen aber so nachschaute, gewahrte er, daß ihre Bewegung Figuren hervorbrachte mit Buchstaben und Zahlen. Aber leider! Hier erwachte er gewaltsam, denn unser Kater, der des Tages mitunter auf Großvaters Bett schlummerte, war wohl durch das Fenster eingestiegen und mit dem Schwanz über das Gesicht des Schlafenden gefahren. Der schnellte den Eindringling unwillkürlich von sich, damit aber auch Schlaf und Traum.*)

*) Die beiden Träume erinnern deutlich an Sagen, die im oberen Waldviertel lokalisiert sind; wie eben Träume häufig an Absonderliches anknüpfen.

Wegen der unheimlichen Aehnlichkeit der Träume war der Seppl um so mehr überzeugt, daß hier wieder etwas Merkwürdiges vorging und daß daher seine Nummern kommen müßten, und es wurmte ihn doppelte, daß der verfluchte Wind gerade den Sehzettel, Gott weiß, wohin, verlottert hatte. Nun disputierten sie die zwei Träume nach allen Deutungs- und Sehmöglichkeiten durch, und damit hatten sie zu tun bis zur Abendsuppe. Da ging der Alte heim.

Als die Großmutter dann wieder erschien, schmunzelte sie, während sie sonst ihren Aerger über einen Besuch des Seppl nicht meistern konnte, merkwürdig vergnügt. Als sie nämlich voll Ingrimm abgezogen war, hatte sie an der Stelle, wo dem Seppl seine Zettel ins Fliegen gekommen waren, einen Lotterieschein gefunden, aus dessen Datum hervorging, daß er funkelnagelneu und die Ziehung noch ausständig war. Da war sie eiligst zur alten Sepplin gegangen und hatte ihr, wobei die zwei die Tugenden ihrer Männer wieder einmal ordentlich durchbügelten, bei einer ziemlich Schalen Kaffee vorgelegt, was sie soeben aus dem Straßengraben gekleckelt hatte.

Am nächsten Tage hatten die beiden Weiblein natürlich einen Weg in die Stadt, um das Ei, das die Lotterie-Henne etwa gelegt, selbst auszunehmen. Und siehe da! Es waren zwei der Nummern gezogen! Da suchten sie alsogleich den Moritz Feigenbaum auf und erhandelten mit viel Eifer jede ein großgeblumtes Kopftuch, das ihren noch keineswegs uneitlen Altweiberherzen viel Freude und Trost war, und dazu ein Paar neue Batschen, trefflich bestickt und steinalten Weiberzehen ein dahinwärmelndes Labial; denn stets sind diese ja eiszapfenkalt und bodstarr. Dann krabbelten sie heim, nicht ohne unterwegs in ein Gasthaus abzubiegen und sich ein Viertel gezuckerten Wein und dazu ein mürbes Tunkspisplein zu vergönnen.

Bald darauf kam der Seppl in die Stadt. Hier erfuhr er, daß nicht nur der Elfer und der Zweiundzwanziger gezogen worden, sondern daß auch der Sterz (Geld) lotterie- und rechtsgültig ausgehoben worden sei. Und dies von zwei alten Weibern. Da ging ein Ahnen durch sein Hirngehäuse.

Als er, nachdem ihn der Streich lang genug gewurmt, meinem Großvater eines Tages das Ding zu wissen tat, meinte dieser, indem er, seine Tröstung bekräftigend, ausspuckte: Da könne man erst recht sehen, daß die beiden Träume zusammenzielten, ihnen aber nicht zustanden. Denn die Nummern des einen seien zwar gezogen worden, aber das Geld habe der Wind wem anderen zugetragen; die des zweiten Traumes seien denn überhaupt nicht zutage gekommen. Mit dieser nicht gemeinverständlichen, aber philosophischen und für Lotteriebrüder gelt- und annehmbaren Ausdeutung stellten sich die alten Lotteriefnaben am Ende zufrieden und ihre Weiber, die schnöden Widerparte ihrer Traumdeuterei und Lotteriekunst, blieben die Nutznießer dieser Geschichte, die Besitzerinnen der Kopftücher und der Batschen.

Verein für Landeskunde und Heimatschutz von Niederösterreich und Wien.

Wien, 1. Bez., Herrngasse 13.

Veranstaltungen bis 15. Juli l. J.

6. Juni (Samstag): Vortrag, 18 Uhr, Prof. Dr. S l a n á r: „Das Lainitz-Gebiet“ (Hörsaal XXI der Universität). Mit Lichtbildern.
7. Juni (Sonntag): Autofahrt (BWB.). Wien ab 7.30 Uhr, St. Pölten—Kilb—Markt (Mittag, Molkerei)—Plankenstein—Kirchberg a. d. P.—Eichenau—Sankt Veit a. d. G.—Hainfeld—Raumberg—Alland—Heiligenkreuz—Mödling—Wien an 21 Uhr. Führung: Bez.-Schul.-Insp. K a i n d l s t o r j e r. Fahrpreis S 15.—. Anmeldung bis 20. Mai.
12. Juni (Freitag): Dampfmühle in Enzersdorf a. d. Fischa und Papierfabrik Neusiedl a. d. F.—Fischamend. Ab Ostbahnhof 14.25 Uhr, Neusiedl 15.33 Uhr, ab 18.38 Uhr, an Fischamend 18.44 Uhr, ab 21.29 Uhr, Wien an 22.29 Uhr.
21. Juni (Sonntag): Autofahrt (BWB.). Ostteil der Budligen Welt. Wien ab 7 Uhr, Wr.-Neustadt—Hochwolkersdorf—Wiesmath—Stidlb—Kirchschlag—Schönau—Krumbach—Scheiblingkirchen—Pitten—Wien an 21.30 Uhr. Führung: Fachlehrer J. S t o l i k f a. Fahrpreis S 16.—. Anmeldungen bis 10 Juni.
5. Juli (Sonntag): Sommerversammlung in Gars. Enthüllung der Gedenktafel für A. Grodegh. Vortrag Dr. L e c h n e r: „Zur mittelalterlichen Geschichte von Gars und seiner Burggrafen“. Besuch der Gertrudskirche. Führung: G n e v k o w. Besuch der Ruine Schimmelsprung. Detailprogramm wird später verlautbart.

Abfahrtsstelle bei Autofahrten: Löwelstraße, Rückseite des Burgtheaters.

Änderungen vorbehalten.

Heimatmuseum Waidhofen an der Thaya.

Das Museum ist ab 24. Mai wieder geöffnet. Besuchszeiten: Dienstag, Donnerstag, Samstag von 16 bis 18 Uhr, Sonn- und Feiertage von 9 bis 11 Uhr. Eintrittspreis 50 g. Schüler in Gruppen 10 g. Behufs Führung rechtzeitige Anmeldung bei Herrn Oberlehrer Johann H ö n i g s h i m i e d, Hauptplatz 14.

Geselligkeitsverein der Oberen Waldviertler in Wien.

Anschrift: Obmann Inspektor Franz W ü t h e r i c h, Wien, 8. Bezirk, Lerchenfelderstr. 106/10.

Frühlingsfest im Schwechater Brauhausrestaurant und -garten „Zur Kohlstaude“ am 3. Mai 1931. Ein herrliches Wetter begünstigte dieses Fest, das 160 Waldviertler hinauslockte in diesen schönen Garten, der im jungen Grün seiner herrlichen Kastanien einen schönen Rahmen für die Fröhlichkeit der Besucher bot. Herr Obmann-Stellvertreter Florian K a f k a, der in Vertretung des dienstlich verhinderten Obmannes, Inspektor Franz W ü t h e r i c h, das Fest leitete, entwickelte dabei alle seine Talente. Der Frohsinn der heimatischen Gesellschaft lohnte ihn und seine rührigen Mitarbeiter für alle Mühe. Ein nicht geringes Verdienst an dem Zustandekommen des Festes gebührt dem Hauptkassier des Schwechater Brauhauses, Herrn Engelbert Schillerwein, welcher eigentlich so richtig den Anstoß zur Abhaltung des Frühlingsfestes gab und keine Arbeit scheute und überall die Vereinsleitung tatkräftig unterstützte. Herr Schillerwein ist selbst Waldviertler, und obwohl er schon lange in Schwechat seine zweite Heimat gefunden, wurzelt sein Herz noch fest in seiner herrlichen, grünen Waldheimat, und er unterstützt die Heimatarbeit der Waldviertler in Wien mit einem Idealismus, der selten anzutreffen ist. Die Vereinsleitung sagt ihm an dieser Stelle nochmals Dank für alle Mühe und hofft, auch weiterhin immer auf seinen wertvollen Rat und seine Mitarbeit rechnen zu können. Dank sei auch dem Vereinsquartett gesagt, das unermüdblich und prächtig spielte, im Garten und im Tanzsaal des Restaurants. — Die Pläne des Vereines, betreffend Autofahrten in die Heimat, scheiterten heuer alle an dem Kostenpunkte. Die schlechte wirtschaftliche Lage macht eben auch mit den Waldviertlern keine Ausnahme. Die Vereinsleitung veranstaltet am 7. Juni 1931, nachmittags 3 Uhr, ein Familien- und Gartenfest im Restaurant und Garten des Georg Rohrer, Wien, 17. Bez., Ottakringerstraße 16, und beschließt damit bis September die offiziellen Monatsveranstaltungen. Anschließend daran wünscht sie allen Mitgliedern und Freunden des Vereines recht gute Erholung während der Urlaubsmonate und bittet, für den Verein während dieser Zeit eine rege Werbetätigkeit zu entfalten, damit die erste Herbstveranstaltung am 6. September l. J., zu der noch Einladungen samt genauem Programm ausgesendet werden, einen recht zahlreichen Besuch aufweist und der Verein wieder viele neue Mitglieder und Freunde erhält.

Wohltätigkeits- und Geselligkeitsverein „D' Waldviertler in Wien“.

Postadresse: Wien, 6. Bez., Stumpergasse 9/31.

Der Waldviertler-Sepp — Ehrenmitglied des Wohltätigkeits- und Geselligkeitsvereines „D' Waldviertler“ in Wien.

Auf der heurigen Hauptversammlung wurde Herr Direktor Josef Allram in Anerkennung seiner Verdienste um unseren Heimatverein zum Ehrenmitglied ernannt. Infolge der schweren Erkrankung unseres Obmannes Nigisch wurde erst jetzt die durch seinen Neffen Karl Allram (Burggasse 6) gediegen ausgeführte Ehrenurkunde von Ehrenobmann H ö l z l, Obmann Nigisch und Kassier Fuch's namens des Gesamtvereines im gemütlichen Stüberl seines Mödlinger Eigenheimes feierlich überreicht. Direktor Allrams lebensfrohe Laune gestaltete die wenigen Stunden gemüthlicher Aussprache zu einem unvergeßlichen Erlebnis. Wir wünschen dem waderen Waldviertler-Sepp noch viele Jahre erfolgreichen Schaffens für unsere grüne Waldheimat.

D' Waldviertler in Kreuzenstein. Am 17. Mai war der Wohltätigkeits- und Geselligkeitsverein „D' Waldviertler“ in Wien auf Burg Kreuzenstein. Da die 62 Teilnehmer für das Motorschiff nicht reichten, benützten wir die Kursautos von Floridsdorf weg, fuhren zwar etwas gedrängt, aber dafür schnell und gut direkt zum Wirtshausgarten in Leobendorf, wo es vor und nach der Burgbesichtigung fröhlich herging. Welchen Beifall das Gebotene fand, beweist der Beitritt elf neuer Mitglieder. Kostete doch die ganze Partie den Mitgliedern nur die Fahrt (S 3.—), da der Eintritt auf Kreuzenstein vom Vereine getragen wurde.

Nun ergeht unsere Einladung zur Weidlingauer Wanderung am 7. Juni. Abmarsch 15 Uhr von der Stadtbahnstation Hütteldorf längs der Tiergartenmauer zum Winzerhaus (Mühlendorfer am Mühlberg, eine Stunde). Eigene Schrammel-Musik nehmen wir mit; für Unterhaltung, Spiel und Tanz wird vorgesorgt. Eine Ganztagspartie führt ab Hütteldorf (Stadtbahnstation) um 9 Uhr durch den Tiergarten, über die Baunzen ebenfalls zum Winzerhaus. Kennzeichen für Gastteilnehmer unser Vereinsabzeichen: grüner Lannenzweig mit der Umschrift „D' Waldviertler in Wien“. In Weidlingau hoffen wir die 1000. Beitrittserklärung buchen und feiern zu können.